

2.5 Straight and gay – Anforderungen und Schwierigkeiten in Bezug auf Homosexualität in der männlichen Identitätsfindung

Stefan Timmermanns

Zusammenfassung

Die Jungen- und Männerforschung der letzten Jahre wurde stark von Raewyn Connell's Konzept der hegemonialen Männlichkeit beeinflusst. Männer üben demnach nicht nur Herrschaft über Frauen aus – es gibt auch Hierarchien innerhalb der Gruppe der Männer. Die Lebenssituation schwuler Jugendlicher sowie ihre Identitätsentwicklung wurden in der deutschen Jugendforschung bisher kaum berücksichtigt. Die rechtliche Benachteiligung von Homosexuellen in Deutschland besteht weiter fort. Die Folgen der Stigmatisierung durch die strafrechtliche Verfolgung in der Zeit des Nationalsozialismus sowie nach dem Zweiten Weltkrieg bis 1969 sind zum Teil heute noch erkennbar.

Schwule Jugendliche haben ihr inneres Coming-out durchschnittlich zwischen 13 und 16, ihr äußeres Coming-out mit 17 Jahren. Ihre ersten Erfahrungen mit Sexualität, Beziehung und Partnerschaft machen sie in der Regel mehrere Jahre später als ihre heterosexuellen Geschlechtsgenossen, was sie in ihrer Identitätsentwicklung zurückwirkt und wichtige Ressourcen für andere Entwicklungsaufgaben bindet. Nur ein Teil der schwulen Jungen/Männer entspricht dem »verweiblichten« Klischeebild. Sie verhalten sich sowohl rollenkonform als auch rollenkonform. Viele schwule Jugendliche und Männer machen nach wie vor Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen auf der Arbeit, in der Öffentlichkeit, der Peergroup oder der Schule. Dies führt zu Minderheitenstress und macht sie zu einer besonders vulnerablen Gruppe, was sich negativ auf ihre körperliche und

mentale Gesundheit auswirkt. Die Grundlagen für ein negatives Selbstbild werden schon in früher Kindheit durch abwertende Äußerungen über Homosexualität gelegt. Schwule Jugendliche und Männer benötigen Schutz vor Diskriminierung und Ausgrenzung sowie Unterstützung bei der Entwicklung eines positiven Selbstwertgefühls. Dies kann zusätzlich durch gesellschaftliche Anerkennung und gleiche Rechte gefördert werden, stellt aber vor allem eine Aufgabe für die Bereiche Bildung, Gesundheit und Soziales dar. Vielseitige Rollenbilder unterstützen die Identitätsentwicklung und das Selbstbewusstsein sowohl hetero- als auch homosexueller Jungen und Männer. Derzeit werden alle in der Entwicklung ihres individuellen Mannseins eingeschränkt, was Risiken für ihre psychische und physische Gesundheit birgt. Am Ende des Beitrags wird auf best practice-Beispiele in Bildung, Schule, Jugend- und Sozialarbeit sowie in der Gesundheitsförderung verwiesen.

Summary: Straight and gay: Demands and difficulties in relation to homosexuality in the male identity

Research on men and boys within the last years has been influenced by Raewyn Connell's concept of hegemonic masculinity. Men not only exert power on women – there also exist hierarchies among men. The situation of gay youths and the development of their identity have been neglected in German youth research until now. Legal discrimination of homosexuals in Germany still persists. The consequences of stigmatisation through criminal prosecution during National Socialism and

after World War II until 1969 are still recognizable today to some extend.

Gay youths on average realize their homosexuality between 13 and 16 years and do have their first coming out at the age of 17. They generally experience sexuality, intimate relationship and partnership several years after their heterosexual peers. This throws them back in the development of their identity and limits resources that they need for other tasks during puberty. Only a certain part of gay youths and men corresponds to the stereotype of a »sissy boy«. Some behave conform to gender roles, some don't. Many gay youths and men still have experiences with discrimination and social exclusion at work, in public, in school and among peers. This leads to minority stress and makes them an especially vulnerable group, what influences their physical and mental health in a negative way. The basis of a negative self-perception is established in early childhood through pejorative comments on homosexuality. Gay youths and men need protection against discrimination and exclusion as well as support to establish their self-esteem. This can be encouraged in addition by social acceptance and equal rights, but is mainly a task within the sectors of education, health and social care. Diversity in existing role models helps to develop a positive identity and self-esteem for both – straight and gay boys and men. At present, all boys and men are restricted in developing an individual understanding of manhood, which is a risk for their physical and mental health. The article terminates with a short description of examples of best practice in education, school, youth and social work as well as in health care.

Jungen sei zudem stark mit der Geschlechtsrollenidentität verbunden: »Ein Junge glaubt, er sei nur ein Junge, wenn er sich wie ein Junge verhalte« [1]. Als wichtige Bereiche männlicher Praxis gelten Sport, Technik und eine heterosexuelle Beziehung. Sport, aber auch die Affinität zu Technik, wird von Jungen bzw. Männern vor allem in exklusiven Gemeinschaften ausgeübt. Diese Homosozialität stellt eine grundlegende symbolische Ressource für die Konstruktion einer heterosexuellen Identität dar. Gleichzeitig birgt sie ein gefährliches Potenzial an Missverständlichkeit: Wer sich als Junge ausschließlich mit Jungen abgibt, macht sich verdächtig, homosexuell zu sein. Diese paradoxe symbolische Bedeutung ist ein Hauptgrund für Jungen, sich vehement von Homosexualität abzugrenzen [2].

In diesem Beitrag soll dargestellt werden, welche Probleme durch Abgrenzung, Ablehnung und Diskriminierung von schwulen Jungen bzw. Männern, sowohl bei der Entwicklung männlicher Geschlechtsidentitäten als auch beim Zusammenleben männlicher Heranwachsender, entstehen. Dazu ist es nötig, Begriffe wie Identität, Geschlechtsidentität und sexuelle Identität bzw. Orientierung sowie ihren jeweiligen Zusammenhang zu klären. Auch ein kurzer Blick auf die rechtliche Lage ist hilfreich, um zu verstehen, wodurch das Leben schwuler Identitäten in Deutschland erschwert wurde bzw. wird. Zunächst soll jedoch ein kurzer Überblick über die Männlichkeitsforschung gegeben werden, um die Relevanz des Themas in der bisherigen Forschung aufzuzeigen.

Einen guten Überblick bietet ein Artikel von Michael Meuser aus dem Bericht des Beirats Jungenpolitik von 2013 [3]. Darin wird deutlich, dass die Männlichkeitsforschung der letzten Jahre stark vom Konzept der »hegemonalen Männlichkeit« von Raewyn Connell beeinflusst wurde. »Männlichkeit« ist diesem Konzept zufolge mit gesellschaftlicher Macht verknüpft, ohne dabei vorauszusetzen, dass sich jeder Mann automatisch in einer

Einleitung

Männliche Identität wird in der Forschung oft als fragil dargestellt. Jungen seien häufig mit der Sicherung ihrer männlichen Identität beschäftigt [1]. Die Geschlechtsidentität bei

Machtposition befindet. Dominanz und Unterordnung gibt es auch unter Männern. Neben der hegemonialen Männlichkeit, die vor allem durch den weißen, heterosexuellen Mann verkörpert wird, gibt es auch komplizenhafte, untergeordnete und marginalisierte Männlichkeiten, zu denen auch nicht-weiße oder homosexuelle Männer gehören. »Männlichkeit« ist nicht einfach gegeben, sondern wird im alltäglichen Handeln hergestellt und verändert. Die Männlichkeitsforschung lehnt sich mit dieser Vorstellung an das Konzept des *doing gender* an, das in der Sozialisation erlernt wird, um von sich und anderen als männlich oder weiblich wahrgenommen und anerkannt zu werden. Wettbewerb und Konkurrenz unter Männern stellen, so die Annahme, eine zentrale Form von *doing masculinity* dar. In der Jungenforschung der letzten Jahre wird entsprechend danach gefragt, wie Jungen hegemoniale Männlichkeit herstellen, welche Jungen mit welchen Praktiken eine hegemoniale Position gegenüber den anderen einnehmen, aber auch, welcher Druck dadurch auf ihnen lastet. Zudem geht es darum, welche negativen Folgen eine Orientierung am Bild der hegemonialen Männlichkeit für diejenigen haben kann, die dem Ideal nicht gerecht werden, und ob und wie genau Jungen eine männliche Identität erlangen können, ohne andere bzw. deren Männlichkeit abzuwerten. Weitere zentrale Themen stellen die männliche Sozialisation in der Peer-group, Biografieentwürfe, Freundschaftsbeziehungen, Gewalt und Männlichkeit im Kontext von Migration dar [3].

Lange Zeit spielte das Thema Homosexualität in der deutschen Jugendforschung bis auf wenige kleinere, regionale Studien kaum eine Rolle [4]. 2015 hat jedoch das Deutsche Jugendinstitut (DJI) eine große bundesweite Untersuchung zum Coming-out und zur Lebenssituation junger Lesben, Schwuler, Bisexueller und Trans* (LSBT) abgeschlossen und erste Ergebnisse veröffentlicht [5].

Die Einstellung gegenüber einem Verhalten oder einer Lebensweise spiegelt sich auch in

den Gesetzen eines Landes wider. Daher wird an dieser Stelle ein kurzer Überblick über die Entwicklung der rechtlichen Situation gegeben. Männliche Homosexualität war seit 1871 in Deutschland unter Strafe gestellt. § 175 des Strafgesetzbuches wurde 1935 von den Nationalsozialisten verschärft und war nach Ende des Zweiten Weltkriegs in der Fassung vor 1935 weiterhin gültig. 1969 wurde er in der BRD dahingehend abgeschwächt, dass für homosexuelle Kontakte unter Männern ein besonderes Schutzalter von 21 Jahren galt. 1988 wurde der § 175 in der DDR abgeschafft. Im Zuge der deutschen Wiedervereinigung wurde er endgültig getilgt [6]. 2001 trat das Lebenspartnerschaftsgesetz (LPartG) in Kraft, das gleichgeschlechtlichen Paaren einen Status unterhalb der Ehe einräumt und bei seiner Einführung vor allem Pflichten, aber kaum Rechte beinhaltete. Das LPartG wird umgangssprachlich auch »Homo-Ehe« genannt, womit zwar suggeriert wird, dass es eine völlige Gleichstellung von Homosexuellen in Deutschland gebe, was den Tatsachen aber nicht entspricht. Erst nach 2001 wurde sukzessive mittels einzelner Klagen, die teilweise vor dem Bundesverfassungsgericht und dem Europäischen Gerichtshof verhandelt wurden, eine Gleichstellung im Steuer-, Erb-, Beamten- und Sozialrecht erreicht. Eine gemeinsame Adoption für Lebenspartner_innen ist aktuell in Deutschland nicht möglich. Lediglich die Stiefkind- und die sukzessive Zweitadoption sind erlaubt [6, 7]. Da es sich um Gesetze handelt, die eine gesamte Bevölkerungsgruppe schlechter stellen, kann von einer strukturellen Diskriminierung gesprochen werden. Melanie Steffens sieht hierin auch den Beleg für einen strukturellen Heterosexismus, weil die gesetzlichen Diskriminierungen in diesem Fall eine Aufwertung heterosexueller und Abwertung homosexueller Lebensweisen beinhalten. Diese Diskriminierung und Abwertung hat Auswirkungen auf die Identitätsbildung und führt bei homosexuellen Menschen häufig zu einer Verinnerlichung negativer Einstellungen zur Homosexualität

allgemein und bei sich selbst, die sich in psychischen Belastungen und Problemen äußern können (siehe auch den Abschnitt »Sexuelle Identität und Gesundheit«) [8]. Bei Männern, die ihre Homosexualität vor 1969 entdeckt bzw. gelebt haben, kann davon ausgegangen werden, dass die Strafbarkeit und die damit einhergehende Stigmatisierung einen zusätzlichen negativen Einfluss auf das Selbstwertgefühl ausgeübt haben, was heute noch Folgen für die psychische Gesundheit haben kann.

Entwicklung der Geschlechtsidentität

Identität wird heute als ein durch Lernprozesse veränderbares subjektives Wissens- und Gefühlskonstrukt verstanden [9]. Meist werden die Geschlechtsidentität und die sexuelle Orientierung als zentral für die sexuelle Identität erachtet:

»Die sexuelle Identität ist das grundlegende Selbstverständnis der Menschen davon, wer sie als geschlechtliche Wesen sind, wie sie sich selbst wahrnehmen und wie sie von anderen wahrgenommen werden wollen. Der Begriff sexuelle Identität umfasst das geschlechtliche Selbstverständnis (biologisches, psychisches und soziales Geschlecht) sowie die sexuelle Orientierung (Begehrten)« [10].¹

Jüngere Untersuchungen deuten darauf hin, dass Menschen die Übergänge zwischen den Kategorien hetero-, homo- oder bisexuell ver-

mehrt als fließend betrachten. Immer weniger Frauen und Männer in Ostdeutschland definieren sich ausschließlich heterosexuell [11]. Bei den 18- bis 24-jährigen Briten sind es mit 46% fast die Hälfte [12].

Bei heterosexuellen Jugendlichen wird von einer »übernommenen Identität« gesprochen. Die Entdeckung der eigenen sexuellen Orientierung und Integration derselben in das eigene Selbstkonzept stellt in der Regel kein Problem dar:

»Die Gefühle entsprechen den Erwartungen, das Umfeld bietet genügend Vorbilder und man kann eigentlich direkt dazu übergehen, sich mit Freunden darüber auszutauschen, wie und ob man aktiv werden möchte – die Frage, ob man so sein darf, wie man ist und was diese Gefühle bedeuten, stellt sich nicht« [13].

Dagegen muss bei homosexuellen Jugendlichen von einer »erarbeiteten Identität« ausgegangen werden. Bei ca. einem Viertel aller homosexuellen Jugendlichen herrscht anfänglich eine große Identitätsdiffusion, die sich in Verzweiflung und Resignation äußert [5, 14]: »Erst nach einiger Zeit können gleichgeschlechtliche Gefühle zugelassen und exploriert werden, um dann letztendlich eine Festlegung für sich zu treffen, wo man sich auf dem Spektrum der sexuellen Orientierungen verorten möchte« [14]. Andere für diese Lebensphase typischen Entwicklungsaufgaben müssen nachgestellt werden. Schwule Jugendliche machen die Erfahrung von Liebe und der ersten Beziehung im Durchschnitt mehrere Jahre später als heterosexuelle männliche Jugendliche [13]. Sie erleben diese Aspekte der Identitätsfindung in der Regel später und können sie dementsprechend erst später verarbeiten: »Die Aufgabe >sich selbst zu finden< nimmt also Kapazitäten in Anspruch, die heterosexuelle Jugendliche direkt in andere Bereiche investieren können« [13].

Da für die männliche Identität das Geschlechtsrollenverhalten von zentraler Bedeu-

1 Dabei muss die Geschlechtsidentität nicht zwingend bipolar verstanden werden. Wenn von mehr als zwei Geschlechtern ausgegangen wird, stößt das Konzept der »Bisexualität« (von griech. bi = zwei) an seine Grenzen. Auch um geschlechtsunabhängiges Begehrten ausdrücken zu können, wird der Begriff »Pansexualität« verwendet (von griech. pan = alle). Dieser Begriff ermöglicht es ebenfalls Trans*- und Inter*-Identitäten mitzudenken [10].

tung ist (s.o.), lohnt ein Blick auf Forschungsergebnisse zu diesem Thema. Die Bandbreite im Rollenverhalten von Jungen vor der Bewusstwerdung ihrer nicht-heterosexuellen Orientierung ist groß. Nicht alle Jungen erfüllen das Stereotyp des rollenkonformen »sissy-boy« (engl. für »Weichling, weibischer Junge«). Aus dem sportlich, aktiven, gut integrierten Jungen, der Fußball spielt, kann sich ebenso wie aus dem unsportlichen, sanften Einzelgänger, der sich lieber in der Nähe von Mädchen aufhält, ein homosexueller Erwachsener entwickeln. Ängstliche und rollenkonforme Jungen leiden jedoch stärker unter sozialer Ausgrenzung durch die Peers und ziehen sich deshalb zurück. Sie haben häufig ein geringes Selbstwert- und ein negatives Lebensgefühl, das vermutlich eine Folge ihres Nonkonformismus ist und nicht ihrer späteren Homosexualität. Jungen, die sich in ihrer Kindheit eher rollenkonform verhalten haben, haben später jedoch einen anderen Nachteil: Sie brauchen in der Regel länger, um sich als homosexuell wahrzunehmen und den Schritt in die Öffentlichkeit zu gehen. Dies fällt den »weichen« Jungen leichter, weil sie sich bereits sehr früh als »anders« erlebt haben und sich eher als homosexuell verstehen. Auf den »harten« Jungen lastet meistens sowohl ein enormer sozialer Druck, sich heterosexuell zu verhalten, als auch ein großer innerer Konformitätswunsch. Dies lässt ihnen wenig Raum für das Entdecken ihrer sexuellen Orientierung [15].

Schwule Männer, die eine typisch männliche Sozialisation durchlaufen, stehen vor der Herausforderung, die hegemoniale Männlichkeitskonstruktion verändern zu müssen. Ihr Coming-out beinhaltet daher oft eine Umdefinition von Männlichkeit [16]. Für die Zeit ab 1970 beobachtet Krell eine Maskulinitätsierung der schwulen Subkultur sowie eine Marginalisierung und Abwertung femininer schwuler Männer. Vorurteile gegenüber effeminierten Männern dienen anderen schwulen Männern zur Absicherung der eigenen Männ-

lichkeit [16]. Auch wenn sich »normale« schwule Männer zum Zweck der Bewertung ihrer Männlichkeit mit ihren heterosexuellen Geschlechtsgenossen vergleichen, grenzen sie sich an einigen Stellen freilich auch bewusst vom Idealbild hegemonialer Männlichkeit ab. Die zunehmende Gleichberechtigung in der Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen sowie das Phänomen »Metrosexualität«² tragen dazu bei, dass auch schwule Männer ein vielfältigeres, von Geschlechterstereotypen unabhängigeres Verhalten zeigen können [16]. Dies führt vor allem bei jüngeren schwulen Männern zu einer »Pluralisierung schwuler Darstellungsformen, die auch eine Vielfalt an Männlichkeitskonstruktionen« [16] umfasst. Claudia Krell kommt zu dem Schluss, dass das schwule Ideal in weiten Teilen der hegemonialen Männlichkeit entspricht. Die Mehrheit lebt eine Mischform aus traditioneller und emotionaler Männlichkeit [16].

Coming-out und die Rolle der Peergroup

2015 wurden von Claudia Krell und Kerstin Oldemeier erstmals Ergebnisse einer Studie des DJI veröffentlicht, an der über 5000 LSBT* zwischen 14 und 27 Jahren aus ganz Deutschland teilgenommen haben [5].³ Der größte Teil der Jugendlichen wird sich der Studie zufolge seiner nicht-heterosexuellen Orientierung (inneres Coming-out) im Alter zwischen 13

-
- 2 Als metrosexual bezeichnete Männer lassen auch Eigenschaften an sich zu, die traditionell eher als weiblich bezeichnet werden, bzw. zeigen diese auch nach außen.
 - 3 Eine ausführliche Publikation der Ergebnisse ist in Vorbereitung: Krell C, Oldemeier K. Coming-out – und dann...? Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland, Leverkusen: 2017 (im Druck).

und 16 Jahren bewusst. Mit 17 Jahren reden schwule Jugendliche im Schnitt das erste Mal über ihre sexuelle Orientierung (äußeres Coming-out). Zwischen ihrem inneren und dem äußeren Coming-out vergehen knapp drei Jahre [5]. In dieser Zeit vermeiden sie es in der Regel, über ihre Gefühle zu reden oder als schwul erkannt zu werden, was eine zusätzliche Belastung darstellt. Für viele ist diese Phase auch durch Unsicherheit und Angst geprägt: Sie fürchten Ablehnung durch Freund_innen und/oder Familienmitglieder, aber auch Beleidigungen oder Gewalt. Schule und Ausbildungsort stellen sich als ambivalente Orte heraus, weil sie im Einzelfall zwar auch unterstützend wirken können, viel zu oft sind sie aber geprägt durch Ausgrenzung, Mobbing und Diskriminierung, die sowohl von Mitschüler_innen als auch von Lehrkräften ausgehen. Acht von zehn der befragten Jugendlichen berichten davon, mindestens einmal Diskriminierung aufgrund ihrer sexuellen Orientierung erfahren zu haben: »Die Bandbreite reicht von Blicken und Bemerkungen, >Witzen<, tradierten Klischees und Vorurteilen über Beleidigungen, Beschimpfungen, Ausschluss aus sozialen Kontexten, rechtlicher und Gesellschaftlicher Benachteiligung bis hin zu Androhung und Umsetzung von Sachbeschädigung und körperlicher Gewalt« [5].⁴ Im Sport werden häufig Erwartungen an die Geschlechterrolle sichtbar: »Männliche Jugendliche werden als >unmännlich< und >schwul< verspottet, wenn sie nicht oder nicht gut Fußball spielen bzw. sich nicht für Fußball interessieren. [...] Das Nichterfüllen dieser Erwartungen ist vielfach mit Ausgrenzungserfahrungen verbunden« [5].

Die Medien spielen für das Coming-out eine große Rolle. Vor allem das Internet dient

als wichtige Informations- und Anlaufstelle. Dort können anonym und heimlich Informationen gesammelt werden. Über unterdrückte und tabuisierte Gefühle kann mit anderen, die sich in einer ähnlichen Situation befinden, ein Austausch stattfinden – nicht wenige finden erstmals hier Worte und Begrifflichkeiten für ihr Empfinden. Vor allem für schwule Jugendliche aus ländlicheren Gebieten ist das Internet mit seinen teilweise geschützten Räumen von großer Bedeutung. Auch die Sichtbarkeit von schwulen Protagonisten in Filmen, Fernsehserien oder medialen Diskussionen, wie zum Beispiel das Coming-out von Thomas Hitzlsperger, werden von vielen Jugendlichen positiv für das innere Coming-out bewertet. Schwierig ist es hingegen für die Jugendlichen aus der unüberschaubaren Flut an Informationen, verlässliche oder seriöse Angebote herauszufiltern. Die gemeinsame Nutzung eines Computers für Internetrecherchen und der damit verbundene mögliche Einblick anderer in den Browserverlauf können ebenfalls problematisch sein [5, 14].

Bei der Sozialisation und Identitätsbildung spielt auch die Peergroup eine wichtige Rolle. Männliche Peergroups zeichnen sich durch eine hohe Wettbewerbsorientierung sowie durch ein ständiges Bedürfnis zur Abgrenzung von Weiblichkeit, Weichheit oder Homosexualität aus [3]. Hinzu kommt, dass Sexualität ein zentrales Thema der Kommunikation in der männlichen Peergroup ist. Für die Mitglieder ist es wichtig, sich als sexuell kompetent und erfahren darzustellen: Auf diese Weise eignen sie sich die heterosexuelle Ordnung ihrer Umwelt an. Dies führt zu stärkeren Repressionen gegen homosexuelle Altersgenossen in der Peergroup als in anderen sozialen Zusammenhängen. Grundsätzlich herrscht dort ein hoher Erwartungsdruck, sich am Ideal der hegemonialen Männlichkeit zu orientieren. Eine Weigerung hat häufig negative Sanktionen bis hin zur Ausgrenzung zur Folge [3]. Beim Umgang der Jungen untereinander leiden diejenigen, die

4 In einer europäischen Studie berichten vor allem jüngere schwule Männer von verbaler und physischer Gewalt. 59% der unter 20-Jährigen geben an, Opfer symbolischer Gewalt gewesen zu sein, weitere 7% berichten von physischen Gewalterfahrungen [17].

sich nicht stereotyp männlich verhalten, unter dem Druck hegemonialer Männlichkeit. Dies sind neben nicht-heterosexuellen Jungen alle übrigen, die dem männlichen Idealbild nicht entsprechen.

Sexuelle Identität und Gesundheit

Das männliche Geschlecht steht in Zusammenhang mit einer kürzeren Lebenserwartung, die zum einen auf genetische Gründe, vor allem aber auf ein schlechteres Gesundheitsverhalten zurückgeführt wird [18]. Das Streben nach hegemonialer Männlichkeit hat zusätzlich negative Auswirkungen auf die Gesundheit von Männern. Das Streben nach Macht, Führung und Verantwortung wird bezahlt mit einem Raubbau an der eigenen Gesundheit: »Die traditionelle Männerrolle ist gesellschaftlich noch sehr oft definiert durch Leistung, Härte, Macht, Distanz, Konkurrenz, Gefühllosigkeit, Unverwundbarkeit, Kampf und Gewalt« [19]. Bei schwulen Jungen und Männern kommt ein weiterer Faktor hinzu: eine erhöhte Vulnerabilität durch Minoritätenstress, also der Stress, der entsteht, wenn man zu einer (abgewerteten) Minderheit gehört.

Auch wenn die jüngste Shell-Jugendstudie zu dem Ergebnis kommt, dass die Akzeptanz unter Jugendlichen in Deutschland gegenüber Homosexuellen zugenommen hat [20], bedeutet das nicht, dass Diskriminierungen aufgrund der sexuellen Orientierung passé sind. Wie oben bereits ausgeführt, ist das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen mit schwuler Identität nach wie vor durch homonegative Stimmungen, Diskriminierung und Gewalt geprägt. Einer aktuellen Studie der Anti-Diskriminierungsstelle des Bundes zufolge, fänden es rund vier von zehn Befragten eher oder sogar sehr unangenehm, wenn ihr Sohn schwul wäre [21]. In einer Internetbefragung durch die Deutsche AIDS-Hilfe gaben ungefähr zwei Drittel der Teilnehmenden an, antihomosexuelle Beschimpfungen erlitten zu haben. Über Erfahrungen mit Gewalt verfü-

te immerhin noch ein Viertel der Befragten. Die Autoren kommen zu dem Schluss:

»Gesellschaftliche Homonegativität hat auch bei uns massive Auswirkungen auf die Gesundheit schwuler und bisexueller Männer. Erfahrene Stigmatisierungen begünstigen die Internalisierung von Homonegativität und so die Anfälligkeit für seelische Probleme. Dies wiederum kann die Wahrnehmung gesundheitlicher Dienstleistungen einschränken, kann zu Selbstmedikation und unkontrolliertem Drogengebrauch führen. Letztlich ist nicht auszuschließen, dass dies wiederum episodisch oder dauerhaft riskantere Verhaltensweisen begünstigt« [22].

Auf die höhere Vulnerabilität schwuler Jungen und Männer im Vergleich zu ihren heterosexuellen Geschlechtsgenossen wurde in der Fachliteratur mehrfach hingewiesen [24–28]. Grund für diese Verwundbarkeit sind die Erfahrungen von Diskriminierung und Gewalt, die zu internalisierter Homonegativität und geringem Selbstwertgefühl führen können. Die Konsequenzen daraus sind ein erhöhtes Suchtverhalten, vermehrtes Auftreten von psychischen Erkrankungen, bis hin zu einer vier bis sechsfach höheren Suizidrate [24, 27]. Dieses Phänomen ist nicht spezifisch für homo- und bisexuelle Männer, sondern allgemein unter dem Begriff des Minoritätenstress bekannt, das von Ilan H. Meyer [28] entwickelt wurde. Hierbei ist es wichtig hervorzuheben, dass nicht nur erlebte Diskriminierung einen Stressfaktor darstellt, sondern bereits die Furcht vor möglicher Benachteiligung oder das Verbergen der Homosexualität als Strategie um Diskriminierungserfahrungen zu vermeiden [29]. Safren et al. [30] sprechen in diesem Zusammenhang auch von einer »Syndemie«, womit sie das gehäufte Auftreten mehrerer, unterschiedlicher Erkrankungen bzw. Epidemien in einer marginalisierten Bevölkerungsgruppe ansprechen wollen. Hierzu zählen zum

Beispiel psychische Erkrankungen, Depressionen, Substanzmissbrauch, Infektionen mit HIV und anderen STI. Wolitski et al. [31] haben auf der Basis von empirischen Studien ein theoretisches Modell entwickelt, das erklärt, warum die Grundlagen für diese Syndromen bereits in der Kindheit und Jugend schwuler Männer gelegt werden. Schwule Jungen machen bereits früh Erfahrungen mit Anderssein, Einsamkeit, Marginalisierung sowie Diskriminierungen. Die in der Gesellschaft verbreitete Homophobie wird verinnerlicht und führt zu einem geringeren Selbstwertgefühl. Dazu gesellen sich dann später psychosoziale Probleme, die bei schwulen Männern weiter verbreitet sind als bei heterosexuellen. Die Autoren vertreten daher die Ansicht, dass die Gesundheit von schwulen Männern durch früh erfahrene schwulenfeindliche Gewalt und kulturelle Marginalisierung nachhaltig und lebenslang negativ beeinflusst wird [31].

Empfehlungen für Praxis, Forschung und Politik

Die Verunsicherungen und Unsicherheiten in der Geschlechtsidentität heterosexueller wie homosexueller Jungen und Männer haben vor allem die Ausgrenzung und Abwertung effeminerter bzw. »weicher« Jungen und Männer zur Folge. Daraus ergibt sich, dass rollenkonforme Jungen Schutz vor Ausgrenzung und Diskriminierung brauchen. Scheinbar »normale« Jungen, also Jungen, die sich gut an die stereotype männliche Rolle angepasst haben, benötigen dann Hilfestellung, wenn ihre sexuellen Empfindungen als nicht übereinstimmend mit dem gängigen gesellschaftlichen Bild von Homosexuellen erlebt wird. Homosexualität sollte nicht nur eindimensional verstanden oder dargestellt werden, sondern in verschiedenen Facetten, damit allen Jungen Identifikationspersonen zur Verfügung stehen. »Weibliche« Eigenschaften bei Jun-

gen und Männern sollten nicht denunziert werden, auch weil dadurch eine prinzipielle Minderwertigkeit von weiblichem Rollenverhalten oder Frauen vermittelt wird. Die Bildung in Schule und Jugendarbeit könnte hier einen Beitrag zur Stärkung der eigenen Identität leisten. Dies setzt jedoch in dieser Thematik gut aus- bzw. fortgebildete Lehrkräfte sowie ebensolches Personal in der Jugendarbeit voraus.

Jugendarbeit sollte Jungen eine Orientierung dabei geben, wie sie auch jenseits tradiertener Formen eine ihnen Sicherheit gebende Identität entwickeln können. Bei dem komplizierten Prozess männlicher Sozialisation brauchen sie Begleitung und Personen, die ihnen bei Schwierigkeiten zur Seite stehen [3]. Nicht nur bei ihrer Identitätsentwicklung brauchen Jungen andere Jungen und Männer als Vorbilder, sondern auch hinsichtlich der Frage, wie der Umgang und Kontakt mit schwulen/queeren Jugendlichen und Erwachsenen im Alltag ohne Abwertung und mit Respekt gestaltet werden kann (Anregungen hierzu in [32]). Jungen sollten zudem mit entsprechenden Ressourcen zur Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben versorgt werden [33]. Orientieren können sich Jungen dann, wenn sie Gelegenheit haben, vielfältige und individuelle Männer- und Frauenbilder kennenzulernen. Daneben braucht es jedoch auch Fähigkeiten wie Selbstreflexion, emotionale und kommunikative Ausdrucksfähigkeit sowie die Fähigkeit, sich bei Problemen Hilfe zu holen. Vor allem bei der Arbeit mit geschlechtshomogenen Jungengruppen gilt es der starken Hierarchisierungstendenz entgegenzuwirken [34].

Schwule Jugendliche bedürfen in der Jugendarbeit zusätzlich einer eigenen Ansprache, weil ihre Bedürfnisse und Themen meist nicht behandelt werden können, ohne eine grundsätzliche Diskussion über Homosexualität zu führen oder die persönliche Lebensführung bzw. Biografie anwesender schwuler Jugendlicher zum Diskussionsgegenstand zu machen.

In einem solchen Setting können persönliche Grenzen oder Schamgefühle Einzelner nur schwer gewahrt werden. Auch in heterosexuellen bzw. gemischten Gruppen sollte jedoch die bipolare, hierarchische und heteronormative Ausrichtung von Geschlechterbildern kritisch hinterfragt werden. Insgesamt gilt es, Homonegativität abzubauen, etwa durch Informationen zu unterschiedlichen Modellen von Familie und Partnerschaft wie zum Beispiel Regenbogenfamilien. Hierbei ist auf eine Gleichbehandlung traditioneller und nicht-traditioneller Lebensweisen zu achten [34].

Die Forschungsgruppe des DJI hat aus den Ergebnissen ihrer Studie eine Reihe von Handlungsempfehlungen herausgearbeitet. Darunter findet sich der Ausbau digitaler sexualpädagogischer Medien als Ressource für Informationen, Austausch, aber auch Beratung von schwulen, bisexuellen, lesbischen, trans* bzw. queeren Jugendlichen. Vorhandene Freizeit- und Beratungsangebote für LSBT* sollten weiterentwickelt, ausgebaut und unterstützt werden. Zudem ist es wichtig, realistische und unterschiedliche Rollenvorbilder für die Jugendlichen sichtbar zu machen sowie Fachkräfte in Schulen, Jugend- und Sozialarbeit für die besondere Lebenssituation bzw. Bedürfnisse von LSBT* zu sensibilisieren und zu qualifizieren [5].

Grundsätzlich gilt es auch, die Themen sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung stärker zu berücksichtigen. Auch wenn die Jungen- und Männerforschung der letzten Jahre Homosexualität stärker in den Blick nimmt, braucht es hier weitere Anstrengungen. Es fehlen gesonderte Untersuchungen über schwule/queere Jugendliche, die zum einen ihre Probleme in einer heteronormativen Gesellschaft unter die Lupe nehmen und zum anderen einen Blick auf ihre Umgangsweisen mit Geschlechterbildern und ihre diesbezüglichen Probleme und Ressourcen werfen [34].

Auf struktureller Ebene ist vor allem die Politik gefragt, den Abbau von Diskriminierung

aufgrund der sexuellen Orientierung sowie die gesellschaftliche Anerkennung und Gleichberechtigung von LSBT* voranzubringen. Dies kann durch den Abbau rechtlicher Benachteiligung erreicht werden. In Deutschland werden gleichgeschlechtliche Paare nach wie vor diskriminiert, da sie nicht heiraten und auch keine Kinder adoptieren können. Die Gleichheit vor dem Gesetz ist insbesondere deshalb wichtig, weil sie verdeutlicht, dass der Staat LSBT* nicht als Menschen zweiter Klasse betrachtet. Gleiche Rechte für LSBT* stärken zudem allgemein die Menschen- sowie die sexuellen und reproduktiven Rechte und damit zugleich auch die Gesundheit ehemals Diskriminierter. Durch die rechtliche Anerkennung von LSBT* erwächst gesellschaftliche Akzeptanz sowie ein erhöhtes Selbstwertgefühl, was sich wiederum positiv auf die psychische und körperliche Gesundheit auswirkt sowie auf die Bereitschaft, sich und seinen Körper zu schützen.

Best-Practice Modelle für Prävention, Gesundheitsförderung, Information, Bildung und Aufklärung

Bei der Umsetzung der zuvor genannten Empfehlungen in die Praxis können die im Folgenden genannten Best-Practice-Beispiele als Anregung dienen. Das Projekt »genderloops«, das in Deutschland, Spanien, Norwegen, der Türkei und Litauen durchgeführt wurde, setzt in der frühkindlichen Bildung an und unterstützt Kindertagesstätten sensibel dabei, mit dem Thema Geschlecht umzugehen. Dabei geht es um einen fairen Umgang der Erzieher_innen mit Mädchen und Jungen, aber auch der Kinder untereinander. Manchmal zeigt sich im Kindergarten, dass nicht alle Jungen ein geschlechtstypisches Verhalten zeigen. Das vom Projekt entwickelte Praxishandbuch und ein Curriculum unterstützen einen Reflexionsprozess bei den Fachkräften und bieten Methoden, um das unterschiedliche Verhalten

von Jungen und Mädchen mit den Kindern zu thematisieren.⁵

In eine ähnliche Richtung geht der Ansatz der Vorurteilsbewussten Bildung und Erziehung, der neben Differenzmerkmalen wie Geschlecht, Ethnie, Religion oder Behinderung auch die Vielfalt der Familien- und Lebensformen in den Herkunftsfamilien der Kinder thematisiert. Dazu gehören auch Familien mit zwei Müttern oder zwei Vätern. Kinder ab sechs Jahren können zudem für die Benachteiligungen anderer Kinder sensibilisiert werden und mit den Erzieher_innen überlegen, was gemeinsam gegen die erkannten Ungerechtigkeiten getan werden kann.⁶

Auch sexualpädagogische Ansätze versuchen Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung zu berücksichtigen und zu bekämpfen. Hier ist zum einen der Ansatz der menschenrechtsbasierten Sexualpädagogik von pro familia zu nennen, der vor allem die Themen Ethnie, Geschlecht und sexuelle Orientierung berücksichtigt.⁷ Vor allem methodisch-didaktische Anregungen, nicht zuletzt aber auch Hintergrundinformationen, bieten die umfangreichen Methodensammlungen »Sexualpädagogik der Vielfalt« [35] sowie die Handreichung »i-Päd« der Initiative Intersektionale Pädagogik.⁸

Das Variablenmodell des »balancierten Jungenseins« von Winter und Neubauer [36], erweitert von Sielert [37] hilft dabei, Jungen auch mit ihren Ressourcen und nicht nur als »Problemverursacher« wahrzunehmen. Zudem ermöglichen einige der 16 Aspekte des Modells auch die Integration von weiblich konnotierten Verhaltensweisen sowie die Reflexion des Umgangs mit dem gleichen Geschlecht.

Lesbisch-schwule und queere Aufklärungsprojekte wie zum Beispiel SCHLAU

bieten persönliche Begegnungen mit jungen LSBT* und helfen Vorurteile und homonegative Einstellungen zu verringern [38,39].⁹

»Darüber hinaus sind schulische und andere pädagogische Materialien wie auch öffentlichkeitswirksame Kampagnen dahingehend weiterzuentwickeln, dass queere Lebensweisen als selbstverständlicher Bestandteil des Alltags begriffen und dargestellt werden, anstatt queere Menschen nur verbesondernd als Adressat/innen einer Toleranz- und Fürsorgennotwendigkeit darzustellen« [34].

Die sexuelle und psychische Gesundheit von Männern, die Sex mit Männern haben, steht im Zentrum des Projekts »Ich weiß, was ich tu« der Deutschen AIDS-Hilfe. Auf deren Homepage vermitteln »Rollenmodelle« im Internet sowie auf CSD-Festen und anderen Szene-Events, Präventionsbotschaften rund um die Themen Sexualität, HIV/Aids, STI, Drogenkonsum und psychische Gesundheit.¹⁰

Da Sport und insbesondere Fußball eine besondere Rolle bei der Identitätsentwicklung von (schwulen) Jungen hat (s. o.), sei zuletzt noch das Projekt »Fußball für Vielfalt« der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld genannt, das in Kooperation mit der Universität Vechta sowohl Forschung zu diesem Thema betreibt als auch Bildungsangebote in Form von pädagogisch-didaktischen Maßnahmen für Aus- und Fortbildende anbietet.¹¹

7 Die Broschüre »Jetzt erst Recht« findet sich unter http://shop.profamilia.de/fileadmin/publikationen/Fachpublikationen/BV_Jetzt_erst_Recht_2012.pdf.

8 Die Handreichung kann heruntergeladen werden unter <http://ipaed.blogspot.de/materialien/>

9 2014 hat sich der bundesweite Dachverband Queere Bildung e.V. gegründet, auf dessen Homepage (<http://queere-bildung.de>) regionale Aufklärungsprojekte gefunden werden können.

10 Die Internetplattform der Kampagne ist unter der Adresse www.iwwit.de zu erreichen.

11 Siehe auch www.fussball-fuer-vielfalt.de/initiative/bildung/.

Literatur

- 1 Dammasch F. Die Angst des Jungen vor der Weiblichkeit. Gedanken zu den Klippen männlicher Identitätsentwicklung. In: Dammasch F, Metzger HG, Teising M (Hrsg.), Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen. Frankfurt/Main: Brandes und Apsel; 2009:15–32.
- 2 Jösting S. Jungenfreundschaften. Zur Konstruktion von Männlichkeit in der Adoleszenz. Wiesbaden: VS Verlag; 2005:305f.
- 3 Meuser M. Jungen- und Männlichkeitsforschung. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), Jungen und ihre Lebenswelten – Vielfalt als Chance und Herausforderung. Bericht des Beirats Jungenpolitik. Berlin: 2013:33–57.
- 4 Sielert U, Timmermanns S. Expertise zur Lebenssituation schwuler und lesbischer Jugendlicher in Deutschland. Eine Sekundäranalyse vorhandener Untersuchungen. Wissenschaftliche Texte des Deutschen Jugendinstituts, München: 2011.
- 5 Krell C, Oldemeier K. Coming-out – und dann...? Ein DJI-Forschungsprojekt zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen und jungen Erwachsenen. 2015 [zitiert am 8.1.2016]. http://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs2015/DJI_Coming-out_Broschuerabarrierefrei.pdf.
- 6 Lücke M. Zur Einführung: Eine kleine Geschichte zur Sexualität und Geschlecht. [zitiert am 5.5.2016] http://queerhistory.de/sites/default/files/download/pdf/zur_einfuehrung_-_eine_kleine_geschichte_zu_sexualitaet_16072014.pdf.
- 7 Seite »Lebenspartnerschaftsgesetz«. In: Wikipedia, Die freie Enzyklopädie. [zitiert am 5.5.2016]. <https://de.wikipedia.org/wiki/Lebenspartnerschaftsgesetz>.
- 8 Steffens M. Diskriminierung von Homo- und Bisexuellen. APuZ. 2010;15–15:14–20.
- 9 Sielert U. Einführung in die Sexualpädagogik. 2. Auflage. Weinheim: Beltz; 2015.
- 10 Bildungsinitiative Queerformat und Sozialpädagogisches Fortbildungsinstitut Berlin-Brandenburg. Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in der pädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Handreichung für Fachkräfte der Kinder- und Jugendhilfe. Berlin: 2012:95.
- 11 Weller Konrad (Hrsg.). Jugendsexualität 2013. PARTNER 4 – Sexualität und Partnerschaft ostdeutscher Jugendlicher im historischen Vergleich. Handout zum Symposium an der HS Merseburg am 23. Mai 2013:6 [zitiert am 30.1.2015]. http://www.ifas-home.de/downloads/PARTNER4_Handout_06%2006.pdf.
- 12 You Gov, You Gov Survey Results.2015. [zitiert am 11.9.2015] https://d25d2506sfb94s.cloudfront.net/cumulus_up-loads/document/7zv13z8mfn/YG-Archive-150813-20Sexuality.pdf.
- 13 Watzlawik M. Homo-, bi oder heterosexuell? Identitätsfindung in, zwischen und außerhalb der Norm. Zeitschrift für Inklusion. 2014;3 [zitiert am 7.1.2016]. <http://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/227/225>.
- 14 Watzlawik M. Uferlos? Jugendliche erleben sexuelle Orientierungen. Norderstedt: Books On Demand; 2004.
- 15 Grossmann T. Prä-homosexuelle Kindheiten. Eine empirische Untersuchung über Geschlechtsrollenkonformität und -nonkonformität bei homosexuellen Männern in Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter [Dissertation]. Universität Hamburg, 2000 [zitiert am 6.1.2016]. http://www.sub.uni-hamburg.de/opus/frontdoor.php?source_opus=175.
- 16 Krell C. Das Männerbild von Lesben und Schwulen. In: Baur N, Luedtke J (Hrsg.), Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginale Männlichkeiten in Deutschland. Opladen: Verlag Barbara Budrich; 2008:265–286.
- 17 Bochow M, Lenuweit S, Sekuler T, Schmidt AJ. Schwule Männer und HIV/AIDS: Lebensstile, Sex, Schutz- und Risikoverhalten 2010. In: Deutsche AIDS-Hilfe e.V. (Hrsg.), Aids-Forum Band 60. Berlin: 2011.
- 18 Hinz A. Jungen- und Männergesundheit aus evolutionspsychologischer Perspektive. In: Blomberg C, Neuer N (Hrsg.). Männliche Selbstvergewisserung im Sport. Beiträge zur geschlechtssensiblen Förderung von Jungen. Wiesbaden: Springer VS; 2015:77–96.
- 19 Venth A. Was hat Männlichkeit mit Bildung zu tun? Studie zum Verhältnis zwischen dem hegemonialen Männerbild und einem lebensbegleitenden Lernen. DfE, texte-online. 2011 [zitiert am 7.1.2016]. <http://www.die-bonn.de/id/9170>.
- 20 Shell Deutschland (Hrsg.). Jugendstudie. Zusammenfassung.2015 [zitiert am 1.1.2016]. <http://s01.static-shell.com/content/dam/shell-new/local/country/deu/downloads/pdf/shell-Jugendstudie-2015-zusammenfassung-de.pdf>.
- 21 Antidiskriminierungsstelle des Bundes (Hrsg.). Einstellungen gegenüber Lesben, Schwulen und Bisexuellen in Deutschland. Ergebnisse einer bevölkerungsrepräsentativen Umfrage. Berlin: 2017.
- 22 Sander D, Kruspe M. Wie geht's Euch? – Seelische Gesundheit bei schwulen und bisexuellen Männern, Fakten-Check 1/2013. Berlin: Deutsche AIDS-Hilfe e.V.; 2013.
- 23 Sander D. Man kann's therapieren, aber man wird's nie los – Kontexte von HIV-Infektionen bei jungen schwulen Männern in Deutschland. In: Deutsche AIDS-Hilfe e.V. (Hrsg.), Aids-Forum. 2006;Band 50.

- 24 Plöderl M, Kralovec K, Fartacek R. Homosexualität als Risikofaktor für Depressionen und Suizidalität bei Männern. *Blickpunkt der Mann*. 2009;7(4):28–37.
- 25 Timmermanns S. Sehnsucht nach Wärme in kalten Zeiten. Forschungsergebnisse und Betrachtungen zur Lebenssituation schwuler Jugendlicher in Deutschland. In: BZgA (Hrsg.), *Forum Sexualaufklärung, Verhütung und Familienplanung*, 2013;1:23–26.
- 26 Wilke T, Timmermanns S. HIV-Prävention, sexuelle Vielfalt und Diversity. In: Huch S, Lücke M (Hrsg.), *Sexuelle Vielfalt im Handlungsfeld Schule. Konzepte aus Erziehungswissenschaft und Fachdidaktik*. Bielefeld: transcript Verlag; 2015:257–274.
- 27 Hatzenbuehler ML, Bellatorre A, Lee Y, Finch BK, Muennig P, Fiscella K. Structural stigma and all-cause mortality in sexual minority populations. *Social Science & Medicine*. 2014;103:33–41.
- 28 Meyer IH. Prejudice, social stress, and mental health in lesbian, gay, and bisexual populations: Conceptual issues and research evidence. *Psychological Bulletin*. 129 (2003);5:674–697.
- 29 Göth M, Kohn R. Sexuelle Orientierung in Psychotherapie und Beratung. Berlin: Springer; 2014:28ff.
- 30 Safran SA, Reisner SL, Herrick A, Mimiaga MJ, Stall RD. Mental Health and HIV Risk in Men Who Have Sex with Men. *Journal of Acquired Immune Deficiency Syndrome*. 2010;55 Suppl. 2:74–77.
- 31 Wolitski RJ, Stall R, Valdiserri RO. Unequal Opportunity: Health Disparities Affecting Gay and Bisexual Men in the United States. New York, NY: Oxford University Press; 2007.
- 32 Timmermanns S. Echte Kerle haben (keine) Angst vor Schwulen! Wie die Jungenarbeit auf die verbreitete Aggression dem Schwulsein gegenüber reagieren kann. BZgA (Hrsg.), *Forum Sexualaufklärung, Verhütung und Familienplanung*, 2008;1:18–21.
- 33 Winter R, Neubauer G. Kompetent, authentisch und normal? Aufklärungsrelevante Gesundheitsprobleme, Sexualaufklärung und Beratung von Jungen. Eine qualitative Studie im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA). Köln: BZgA; 1999.
- 34 Calmbach M, Debus K. Geschlechtsbezogene Differenzen und Gemeinsamkeiten unter Jugendlichen verschiedener Lebenswelten. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), *Jungen und ihre Lebenswelten – Vielfalt als Chance und Herausforderung. Bericht des Beirats Jungenpolitik*. Berlin: BMFSFJ; 2013:58–114.
- 35 Tuider E, Müller M, Timmermanns S, Bruns-Bachmann P, Koppeermann C. Sexualpädagogik der Vielfalt. Praxismethoden zu Identitäten, Beziehungen, Körper und Prävention. 2. Auflage. Weinheim: Beltz Juventa; 2012.
- 36 Winter R, Neubauer G. dies und das. Das Variablenmodell »balanciertes Junge- und Mannsein« als Grundlage für die pädagogische Arbeit mit Jungen und Männern. Tübingen: Neuling Verlag; 2001.
- 37 Sielert U. Jungenarbeit. *Praxishandbuch für die Jungenarbeit Teil 2*. 3. Auflage. Weinheim: Juventa; 2002.
- 38 Timmermanns S. Keine Angst, die beißen nicht! Evaluation schwul-lesbischer Aufklärungsprojekte in Schulen. Norderstedt: Books on Demand; 2003.
- 39 Klocke U. Akzeptanz sexueller Vielfalt an Berliner Schulen. Eine Befragung zu Verhalten, Einstellungen und Wissen zu LSBT und deren Einflussvariablen. Berlin: 2012.